"Ich habe für euch gearbeitet, für eure Zukunft"

Zurück in die Türkei, das war sein Traum. Jetzt ist er dort, doch Gastarbeitersohn Salim ist deutscher, als er dachte. Ihm fehlt das Brot. Und: Anerkennung.

Von Judith von Plato, ZEIT ONLINE, 17.01.2025

Salim mochte sein Auto. Ein Mercedes war es. E-Klasse. Er mochte das Ambiente in dem Wagen und das Licht. Und er mochte die fast 200 PS. Er hatte ihn erst 2018 angeschafft, nagelneu. Trotzdem würde er ihn nicht lange behalten. Jetzt hat er einen Renault. Der tut, was er soll. Als Salim Ende 2022 in die Türkei ging, konnte er ihn nicht mitnehmen, seinen Mercedes.

Es war nicht wie die 30 Jahre zuvor, in denen er mit deutschem Auto und deutschem Kennzeichen zu Besuch nach Malkara in den Westen der Türkei fuhr, in den Ort, aus dem er kam. Zu Besuch durften die Autos bleiben, ein paar Wochen Urlaub machen, umherfahren und schön wieder zurückfahren. Dieses Mal, im November 2022, fuhr er dorthin, um zu bleiben. Und ein ausländisches Auto nimmt man nicht einfach so mit in die Türkei und behält es dort. Die Einfuhr ist streng geregelt und unter Umständen teuer. Der Mercedes musste dran glauben.

Stattdessen arbeiten sich der Renault und Salim nun mit 90 PS durch die hügelige Landschaft in der Westtürkei. Regelmäßig fahren er und seine Frau Sabriye darin über die Grenze nach Griechenland. Das Ziel ihrer Reise: Lidl. Für ein bisschen Deutschland-Feeling. Das Saskia-Wasser des Discounters, ihren Lieblingsjoghurt, das 750-Gramm-Glas Nutella, Bohnenkaffee und vor allem Brot und Brötchen kaufen sie dort: Weltmeisterbrötchen, Baguette, Ciabatta und Brezeln.

"Ein Teil von uns ist in Deutschland geblieben." Salim sagt das ohne Verbitterung. Es ist eine Beobachtung.

Salim Balci ist Sohn eines türkischen Gastarbeiters, der wie 14 Millionen andere ab Ende der 1950er-Jahre von der Bundesrepublik angeworben wurde. Sein Vater blieb auch noch nach der Ölkrise 1973, mit der das Wirtschaftswunder spätestens vorbei war. Er behielt seinen Job, während viele andere Arbeitskräfte aus dem Ausland für die Bundesrepublik überflüssig wurden. Eine Integrationspolitik fehlte lange, die Menschen sollten ja wieder gehen. Drei Millionen gingen nicht. Viele von ihnen waren türkisch. 1980 lebten noch rund 1,4 Millionen türkische Staatsangehörige in Deutschland. Sie waren nach dem Abkommen zwischen Deutschland und der Türkei 1961 gekommen. Salims Vater holte seine Familie nach ein paar Jahren nach – zeitweise zumindest. Sie lebten in einem Land, das sie nicht mehr wollte.

Salim Balci sitzt in seiner Wohnung in der Türkei, vor ihm auf dem Tisch ein Aschenbecher. Er ist 54 Jahre alt. Sein kurzes Haar ist grau, die Haut glattrasiert, die Arme muskulös. Das T-Shirt sitzt körperbetont. Salim ist am Handy und telefoniert. Das macht er häufig, seit er weggegangen ist.

Er äfft den Motor seines Renaults nach und lacht. Der Renault verdirbt ihm nicht die Laune. Was soll er machen? Ändern kann er das nicht. Salim erachtet sich auch nicht als heimatlos. Im Gegenteil, er hat sogar zwei. "Ich fühle mich zu Hause hier und in Deutschland, aber es fehlt mir immer die andere Seite. Eine Kiste ist immer leer." Eine Metapher aus dem Hochregallager, in dem Salim lange gearbeitet hat.

Eigentlich wird sein Name Balcı geschrieben, aber das war zu kompliziert in Deutschland. Und der i-Punkt ist hartnäckig. Auch in der Türkei schleicht er sich noch in die Unterschriften von ihm und seiner Frau Sabriye Balcı. Von seinem Platz aus hat Salim den Blick auf die Kücheninsel, einen Traum, den sich Sabriye erfüllt hat. Sabriye Balcı war noch länger in Deutschland als Salim, mehr als 50 Jahre. Mit 16 fing sie in einer Näherei an. Es war ihr Traumjob. Als die Näherei schloss, ging sie in die Floristik. "Mein zweiter Traumjob", sagt sie.

Fast alle Freunde von Salim sind in Deutschland, Bekannte, Nachbarn und Arbeitskollegen. Mit 22, nach einer Ausbildung zum Schlosser und seinem Wehrdienst

in der Türkei, zog er dorthin. Mehr als 30 Jahre sind seitdem vergangen. Die meiste Zeit lebte er im Hohenlohekreis in Baden-Württemberg. Sabriye und er hatten ein Haus in Forchtenberg, einem kleinen Ort mit 5.000 Einwohnern, in dessen Beschreibung auf der Website des Kreises gleich zweimal das Wort romantisch auftaucht. Sophie Scholl wurde dort geboren. Die Region ist schwäbisch, sagt Salim. Man hört es an seinem Dialekt. Das Haus haben sie verkauft. Seinen Job in der Logistik bei Würth, einem Großhandel und Hersteller für Schrauben, Dübel, Werkzeuge und mehr, hat er gekündigt.

"Im eigenen Land bin ich Ausländer"

Zehn Jahre nachdem seine Eltern 2012 in die Türkei zurückkehrten und fünf Jahre nach dem Tod seines Vaters, ist Salim nach Malkara gezogen. Wie seine Eltern vermissten Salim und Sabriye die Heimat und suchten einen Platz zum Altern. "Ich habe schon immer davon geträumt, die Heimat zu genießen", sagt Sabriye. Sie war drei, als ihre Eltern sie nach Deutschland mitnahmen. "Meine Eltern sind zu spät zurückgekommen." Jetzt macht ihnen die Gesundheit zu schaffen. Den Fehler möchte sie nicht wiederholen.

Salim steckt sich eine Zigarette an. Nur wenige Schritte von ihm entfernt ist die Speisekammer. Neben Eingemachtem von seiner Frau lagern dort auch Säfte. Er schwärmt von Grapefruit. Wenn er nur an einem Getränk mit Grapefruit- Geschmack nippt, kommen die Erinnerungen hoch an seine Kindheit zwischen zwei Ländern.

1974 war er das erste Mal in Deutschland. Damals, als Salim mit seiner Mutter und seinen Schwestern dorthin zieht, ist er vier Jahre alt. Der Vater arbeitete schon seit fünf Jahren in Norderstedt im Norden Hamburgs in einer Mineralwasserfabrik. Dort kontrollierte er die Befüllung und die Etikettierung der Flaschen. Salims Vater wird 38 weitere Jahre dort arbeiten. 38 Jahre von 43 Jahren, die er noch leben wird. Salim mochte es in Deutschland. Manchmal brachte sein Vater aus der Fabrik Getränke mit nach Hause. Am liebsten mag Salim die mit Grapefruit-Geschmack. Und es gab Spielplätze, anders als damals in Malkara.

Aber Salim bleibt nicht lange. Als fünfköpfige Familie in Hamburg zu leben, können sich die Eltern nicht leisten, jedenfalls nicht, wenn sie auch sparen wollen. Der

Vater harrt aus, der Rest geht zurück in die Türkei. Häufig arbeiteten Gastarbeiter und Gastarbeiterinnen zu geringen Stundenlöhnen, die sie mit Überstunden oder Sonderzulagen für besonders gefährliche oder harte Tätigkeiten auszugleichen versuchten. Sechs Jahre später versucht die Familie es noch einmal, wieder ist es zu teuer, wieder trennt sie sich.

"Ich habe meinen Vater gefragt, warum er immer geht und nicht bei uns ist. Wegen Geld, sagte er. So richtig habe ich das erst später verstanden, als Kind noch nicht." Es ärgert ihn nicht. "Ich hatte eine schöne Kindheit in Deutschland und in der Türkei", sagt Salim. "Wir konnten ja nichts daran ändern."

Ändern wollte auch der deutsche Staat nichts daran. Die Politik war lange auf ihre Rückkehr ausgelegt. Migrationspolitik war Arbeitsmarktpolitik. Integration, Sprache und der Ausbau von Infrastruktur waren kein Teil davon. Isolierte "Ausländerklassen" entstanden, in denen Kinder auf ihre Heimat vorbereitet werden sollten. Ausländische Gemeinschaften ballten sich in günstigen, strukturschwachen Gegenden, viele in Wohnheimen. Ein Umdenken begann erst langsam in den Siebzigern. 1979 benannte die Regierung den ersten zuständigen Ausländerbeauftragten in der Geschichte der Bundesrepublik. Er sprach von Einwanderern, nicht von Gastarbeitern. 26 Jahre vergingen, bis Integration als Aufgabe des Bundes im Zuwanderungsgesetz festgehalten wurde.

"Wir haben die Türkei vermisst. Man lebt nur einmal, und das wollen wir genießen", sagt Salim. Das Leben, das gute Wetter und die drei Meere in der Nähe. Und er und Sabriye genießen. Auch wenn es nicht der beste Zeitpunkt war, um zurückzukehren – wegen der Inflation in der Türkei. Aber das Paar hat keine Kinder und kann es sich leisten. Doch etwas ist anders, als sie es sich vorgestellt haben, hier, mehr als 2.000 Kilometer von Forchtenberg entfernt, in Malkara, dem Ort, in dem sie geboren wurden, in dem sie sich kennengelernt und geheiratet haben, als Sabriye aus Deutschland zu Besuch war, und den sie danach all die Jahre gemeinsam besucht haben.

"Sie nennen mich hier nicht bei meinem Namen. Für sie bin ich der Deutsch-Türke geblieben." Almancı heißt Salim hier. "Dabei habe ich kein deutsches Auto mehr,

mein Wohnort ist jetzt hier. Im eigenen Land bin ich Ausländer. In Deutschland bin ich Ausländer. In der Türkei bin ich Ausländer. Das ist ein Problem."

"Ich habe das Recht, dort zu leben"

In Deutschland bei Würth hatte Salim auch einen Spitznamen. Sultan wurde er genannt. Das gefiel ihm. "Ein kleiner Mann, aber ein Sultan." Seit knapp zwei Jahren ist er es nicht mehr. "Hier gibt's genug Sultane." Er lächelt und zuckt die Schultern. "Für mich war es schwer, wieder in Malkara anzukommen. Es ist immer noch schwer. Die Menschen sind anders als in Deutschland. Hier gibt es zum Beispiel keine Pünktlichkeit. Und der Verkehr. Es ist alles chaotisch. Am Zebrastreifen kannst du lange warten. Fahrradwege gibt es keine und der Müll liegt auf der Straße. In der Türkei ist alles lockerer." Man grüße sich nicht, wie in Deutschland auf dem Land. "Das Land ist schön, aber die Menschen sind nicht wie früher."

Vielleicht sind es nicht nur die anderen, die sich in den 30 Jahren verändert haben.

Neue Freunde hat er in Malkara jedenfalls nicht, nur ein paar alte aus der Kindheit. "Wir passen nicht vom Kopf her. Wir denken anders. Hier geht es häufig um Finanzielles." Die Inflation gehe nicht spurlos an den Menschen vorbei. Die Welt habe sich verändert. Überall. "Niemand ist satt, alle wollen mehr." Vor allem mehr Geld.

Manchmal ist ihm langweilig in Malkara. "Hier ist tote Hose", sagt Salim Balcı. Von geopolitischer Bedeutung ist der kleine Ort am Rande der Türkei auch nicht mehr. Das war früher anders. Malkara war Schauplatz vergangener Kämpfe. Mahnmale erinnern an sie und an vergossenes Blut – im Griechisch-Türkischen Krieg nach dem Ersten Weltkrieg zum Beispiel, während der Balkankriege 1912 und im Osmanisch-Russischen Krieg 1828. Die Gazi Ömer Bey Moschee aus hellem Stein aus dem 15. Jahrhundert, eine der ältesten der Region, hat sie alle überlebt. Sie steht im Zentrum, wo Salim oft durch die Straßen spaziert.

Langweilig ist ihm in Malkara auch, weil er nicht berufstätig ist. Die Arbeit bei Würth war zwar schwer, aber sie hat ihm Spaß gemacht und wurde gut bezahlt. Salim lenkte im Hochregallager ein RBG, ein Regalbediengerät, das er mit zwei Joysticks gesteuert hat. Immer unter Zeitdruck hat er Artikel aus dem Regal geholt. Für 80 Pickzettel hatte er 21 Minuten. Dann kam die nächste Serie an Pickzetteln. Etwa 21-mal

am Tag. Das macht mehr als 1.600 Pickzettel täglich. "Ich habe picobello gearbeitet." Er ist stolz auf das, was er geleistet hat. "Mein Körper war wie von einem Bodybuilder. Im Lager bekommt man Muskeln." Muskeln und Rückenschmerzen. Trotzdem vermisst er sie, die Arbeit bei Würth. "Ich bin echter Würthler." Noch immer läuft er gerne in seiner alten Arbeitskleidung herum. Heute in seiner Wohnung trägt er sie nicht.

Etwas den Hang bergab rauscht die vierspurige Straße durch das Land. Sie verbindet Griechenland mit Istanbul. Tag und Nacht ist sie befahren. 200 Kilometer gen Osten liegt die Metropole, 50 Kilometer gen Westen Griechenland. Von Zeit zu Zeit verschlägt es Leute auf der Durchfahrt nach Malkara: Vertreter von Würth hat Salim hier schon entdeckt. Und andere Deutsche. Salim lernt sie alle kennen. "Ich liebe Menschen. Ich bin neugierig." Wer zu Gast ist, wird von ihm eingeladen. Auf Ayran, auf Chai, auf Çiğ Köfte und auf die Eiscappuccino in Plastikbechern vom Café im Zentrum. "So macht man das in der Türkei", sagt er. "So ist mein Mann", sagt seine Frau.

Salim hat Zeit, zu überlegen, ob er nicht doch wieder nach Deutschland zieht. Sein Aufenthaltstitel, eine Niederlassungserlaubnis, gilt. 2,6 Millionen haben diesen unbefristeten Titel laut Statistischem Bundesamt. Nur, wer schon seit fünf Jahren eine befristete Erlaubnis besitzt, ebenso lange in die Rentenkasse eingezahlt hat und seinen Lebensunterhalt selbst finanziert, kann ihn beantragen. "Ich habe dem deutschen Staat immer geholfen. Ich habe das Recht, dort zu leben." Der Titel verfällt mit einem längeren Auslandsaufenthalt – es sei denn, eine Sondergenehmigung wird beantragt. Darum haben sich auch Salim und Sabriye gekümmert. Bis 2030 ist sie nun gültig. Spätestens dann müssten sie sich um eine Verlängerung kümmern.

Den deutschen Pass hat Salim nicht. "Herr Balcı, sie sind jetzt 30 Jahre in Deutschland. Wollen Sie einen deutschen Pass haben?", hat ihn der Beamte in der Ausländerbehörde 2020 gefragt, erzählt Salim. "Nee, will ich net", habe er geantwortet. "Ich will Türke bleiben. Das ändert nicht meine Haut. Es ändert sich nur etwas auf dem Papier." Wie sich herausstellte, war das ein Irrtum.

"Wenn der Beamte mir noch mal diese Frage stellen würde, ich würde den deutschen Pass nehmen. Damit hast du mehr Möglichkeiten, wenn du in der Türkei lebst." Sogar seinen Mercedes hätte er mitbringen können, sagt Salim.

"Ausländerfeindlichkeit ist viel mehr geworden"

Wenn er den Pass doch beantragen wollte, hieße das viel Papierkram und eine Deutschprüfung. Während seines letzten Besuchs in Deutschland fand er das bei einem Termin im Amt heraus. "Sie können den deutschen Pass behalten. Was soll das? Ich hatte nie Probleme. Ich habe immer gearbeitet, ich bin nicht kriminell." Trotzdem muss er die gleichen Verfahren durchlaufen wie andere, die den Pass beantragen. Er wünscht sich eine Sonderregelung für Gastarbeiter und ihre Familien. Sie wäre eine Form der Anerkennung, eine bürokratische, wie es sich für Deutschland gehört.

Schon mit der Anwerbung erwartete seinen Vater und die anderen ausländischen Arbeitskräfte in Deutschland weniger Anerkennung als Debatten um das "Ausländerproblem". Warnungen wurden laut, Belastbarkeitsgrenzen gefordert, mögliche Ausweisungen und Verringerung der Ausländerzahlen diskutiert. Weniger gesprochen wurde über das Rentenloch, das von den Arbeitskräften ausgeglichen wurde oder von der reduzierten Arbeitszeit für Deutsche, für die sie laut Bundesarbeitsministerium in den Siebzigern sorgten. Rechtsradikale Gruppierungen verübten Anschläge. Parteien kämpften mit ausländerfeindlichen Parolen um Stimmen: In den Sechzigern gewann die NPD (Nationaldemokratische Partei Deutschland) damit an Zuspruch.

Ob die aktuelle Politik auch eine Rolle in der Entscheidung spielt, wo er alt werden möchte? Nein. "Ich habe politisch kein Interesse. Ich bin nie zur Wahl gegangen – noch nie. Politiker sind für mich alles Lügner, egal wo, weltweit." Auf die AfD und ihre Forderungen blickt Salim gelassen. "Wenn die AfD an die Macht kommt, kann sie vieles ändern, aber nicht alles. Deutschland ist abhängig von Ausländern. Wenn sie alle nach Hause schicken, bleibt in Deutschland niemand mehr. Das geht nicht." Er erinnert an Helmut Kohl. "Der war auch so hart gegen Ausländer und als er Kanzler wurde, ist nichts passiert."

Außerdem teilt Salim einige Ansichten der AfD. Er findet: Von den Ausländern gibt es zu viele in Deutschland. Er redet über sie, die Ausländer, zu denen er nicht gehört. Er unterscheidet zwischen Geflüchteten und denjenigen, die schon lange da sind, die sich verdient hätten, da zu sein: Menschen wie ihm, Gastarbeiter und ihre Familien. Nationalität ist ihm egal. Hautfarbe ist ihm egal. "Mensch ist Mensch. Hautfarbe spielt keine Rolle. Sie kann hell oder dunkel sein", findet er.

Dass die Hautfarbe anderen nicht so egal ist wie ihm, weiß er natürlich. "Ausländerfeindlichkeit ist viel mehr geworden in den letzten Jahren." In Forchtenberg wurde er nicht von allen gegrüßt. "Wenn man dunklere Haut hat, wird man anders angeguckt auf der Straße, als wären alle kriminell." Er kennt die Vorurteile. Er hat selbst mit ihnen gelebt, zumindest wenn die Sonne seine Haut gebräunt hat. "Im Sommer bin ich Südländer, im Winter bin ich Europäer." Solidarität mit denjenigen, die sie das ganze Jahr über erleben, fühlt er nicht zwangsläufig. Sie kommt mit der Leistung. Es geht ihm darum, was ein Mensch geleistet hat. Für dieses Land. Das lässt sich ausrechnen. Er zählt: "Mein Vater hat 43 Jahre gearbeitet, ich 30 Jahre, meine Frau mehr als 30 Jahre. Das macht über 100 Jahre, die meine Familie für Deutschland gearbeitet hat. Ich habe für euch gearbeitet, für eure Zukunft", sagt er.

Er nickt nachdrücklich. Sein Blick ist ernst, aber nur kurz. Er winkt ab und lächelt. "Ich mache Spaß." Natürlich hat er das auch für sich getan, für seine Familie und für einen Lebensstandard mit Haus und Auto und einer eigens vom Architekten designten Kücheninsel, an der Sabriye jetzt häufig backt. Nicht nur die Brezeln und Aufbackbrötchen von Lidl, sondern eigenes Brot. Das hat sie im Backkurs in Istanbul gelernt. Dafür planen die beiden jetzt sogar, Getreide im Garten von Sabriyes Familie anzubauen. "In Deutschland gibt's 1.000 verschiedene Brotsorten. Wir haben Simit. Simit ist anders, auch lecker. Ich vermisse beides", sagt Salim. Je nachdem, wo er ist.

Nächstes Jahr will er nach Deutschland fahren. Zu Besuch mit dem Renault. Er freut sich darauf. Dann wird er in das Auto steigen, das er nicht mag, und es wird sich durch Europa arbeiten, ohne Navi. Er kennt den Weg. Und wenn er dann nach mehr als 2.000 Kilometern Deutschland erreicht, wissen alle, woher er kommt. "Jeder Türke wird das Kennzeichen sehen und mich ansprechen. Und wenn ich an einem Dönerladen vorbeifahre, wird gerufen: Komm her, willst du was essen?"

Salim hat in den knapp zwei Jahren nicht nur die Brezeln vermisst, den deutschen Döner, das Wasser und die Ordnung. Er hat sich selbst vermisst. Sich als Türken. In Deutschland ist er endlich wieder einer. "Zu 100 Prozent", sagt er. Sogar ein Sultan, vielleicht kein Deutscher, für manche ein Ausländer, aber in jedem Fall richtiger Türke, kein Almancı. Und wenn er dann in Deutschland als richtiger Türke aus dem Auto steigt, wird er vielleicht auch schon wieder seine Sommerbräune verloren haben. Ohne sie und ohne Kennzeichen könnte er eine Kartoffel sein. Auffallen wird er nicht. Nur dann, in Momenten wie diesen, gehört er dazu. In seiner Arbeitskleidung von Würth.